Zeitschrift: Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie

Band: 96 (2006)

Heft: 4

Artikel: Ansprachen und Predigten

Autor: Vobbe, Joachim / Berlis, Angela / Williams, Rowan

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-405014

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ansprachen und Predigten

Hoffnung, die in uns lebt
Predigt im Eröffnungsgottesdienst, 7. August 2006

Bischof Joachim Vobbe, Bonn

Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen,
der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt (1 Petr 3,15)

Hat Sie schon mal jemand nach der Hoffnung befragt, die Sie erfüllt? Wenn nicht, dann wird es höchste Zeit, dass Sie daran etwas ändern. Es könnte nämlich sein, dass es an Ihnen liegt. Sollten Sie meinen, dass eine solche Frage nur deswegen bei Ihnen noch nicht angekommen ist, weil Sie halt noch nie von einer statistischen Umfrage zum Thema Religion erreicht worden sind, dann sind Sie im Irrtum. Zu Zeiten der Apostel gab es solche Umfragen noch nicht. Die haben nicht auf Umfragen warten müssen. Die sahen offenbar so hoffnungsfroh und erlöst aus, dass man sie von selbst nach der Ursache fragte. Heute ist das in der Regel anders, frei nach Nietzsche: «Ich würde ja gern an den Erlöser Jesus Christus glauben, wenn nur die Christen etwas erlöster aussähen.»

Zwar befasst sich eine ganze Industrie damit, Menschen zu einem glücklicheren Aussehen zu verhelfen. Aber niemand kommt auf die Idee, die solchermassen kosmetisch behandelten Zeitgenossen danach zu fragen, was denn die Hoffnung sei, die sie erfülle. Man fragt höchstens nach dem Friseur oder, indiskreter, nach der Klinik, wo man sich hat liften oder mit Silikon hat aufspritzen lassen, oder nach dem heissesten Börsentipp. Am Aussehen allein scheint es also nicht zu liegen.

In Deutschland bekommen wir zur Zeit die Ausläufer einer in den USA auf offensichtlich sehr niedrigem Niveau geführten Debatte mit: Was gilt – Evolution oder Schöpfung? Als ich neulich in Südbaden zur Firmung war, fragte mich beim Vorgespräch einer der Firmlinge: Herr Bischof, glauben sie an die Evolution? Ich habe geantwortet: Ich glaube nicht an die Evolution. An die Evolution kann man nicht glauben. Die ist bewiesen. Ich glaube aber wohl, dass diese unermessliche Entwicklung von Erde und Kosmos *getragen* wird und dass sie ein *Ziel* hat. Mit diesem Glauben, der überhaupt nichts Wissenschaftsfeindliches an sich hat, verändert sich meine Einstellung zur Schöpfung, zu meinen Mitmenschen und nicht zuletzt zu mir selbst. Ich glaube, dass die Schöpfung getragen wird. Ich glaube, dass die Welt verbesserlich ist zum Guten. Ich glaube, dass der Kosmos eine Heimat hat, einen Ursprung, zu dem er zurückkehren will und wird.

Das ist die erste Frage: Glaube ich an Gott den Vater, den Schöpfer, den mütterlichen Gott, Quelle und Ziel von allem?

Heimat, Ursprung und Ziel. Was für das Gesamt der Schöpfung gilt, das gilt auch für unser Leben als Einzelmenschen. Früher sagte man, wenn eine Frau ein Kind

IKZ 96 (2006) Seiten 222–225

erwartete: Sie ist in Hoffnung. Heute drückt man das technischer, neutraler, cooler aus: Sie ist schwanger.

Ich finde jedoch den alten Terminus sehr bedenkenswert, nicht nur, was die biologische Geburt angeht: Es geht um uns alle, um jede und jeden von uns: Bin ich in Hoffnung? Glaube ich, dass was Gutes aus mir rauskommt? Ist der Mensch, das Menschenleben, die Menschheit in Hoffnung? Wird am Ende etwas Gutes dabei herauskommen?

Es ist in der Tat so ähnlich wie bei einer Schwangerschaft. Ein bisschen schwanger gibt es nicht. An der biologischen Tatsache kann man zunächst nichts ändern. Aber uns kommt die Deutungshoheit zu, sie drückt sich sprachlich aus, sie fällt damit zugleich auch schon eine Entscheidung über Leben und Tod.

Und noch etwas ist einer Schwangerschaft vergleichbar: Wenn etwas Gutes, Lebensfähiges aus mir rauskommen soll, dann tut das manchmal weh. Hoffnung haben, in Hoffnung sein, das kann weh tun. Wer in Hoffnung ist, ist noch nicht am Ziel, und jede Geburt ist zugleich eine Trennung. Jesus starb am Kreuz mit einer letzten, verzweifelten Liebeserklärung an seinen Vater auf den Lippen: «Mein Gott, warum hast du mich verlassen?». Aber: Dieser Schrei wurde zugleich zum Geburtsschrei neuen Lebens. Wer selbst in der tiefsten Verzweiflung noch Gott anreden kann, der lebt nicht nur in diesem Moment selbst, für den sind auch Grabsteine nicht zu schwer. Christen verstehen sogar die endgültigste Trennung, das schlimmste Weh, das wir Menschen erfahren, den Tod, als eine Geburtsstunde zu neuem Leben. So gesehen ist das ganze Leben ein Sein in Hoffnung.

Das ist das Zweite: Glaube ich an den Sohn, der dieses Leben in Hoffnung durchgetragen hat und uns alle mitträgt?

Manche Leute, die sich für unsere Kirche interessieren oder ihr frisch beigetreten sind, sagen gern: Sie müssen viel mehr Öffentlichkeitsarbeit machen. Ihre Internetseiten sind veraltet, Sie müssen sehen, dass sie öfter ins Fernsehen oder in den Rundfunk kommen, Sie müssen auf die Strassen gehen, noch bessere Flyer machen.

Das ist natürlich nicht grundsätzlich falsch. Ein fernöstliches Sprichwort sagt: Wer kein Lächeln hat, sollte keinen Laden eröffnen. Also haben zuerst die Japaner, schliesslich aber auch viele amerikanische und europäische Unternehmen ihr Personal auf Höflichkeits- und Lächelkurse geschickt. Selbstverständlich, auch ich freue mich, wenn ich freundlich bedient werde oder wenn ein Mensch seinen Respekt vor dem anderen bekundet dadurch, dass er ihm in den Mantel hilft oder bei der Begrüssung aufsteht oder dem Nächsten nicht die Tür ins Gesicht knallen lässt. Aber das ist noch nicht alles.

Neulich stand in der Zeitung eine Notiz, dass Psychologen herausgefunden haben: Zuviel lächeln macht krank. Man hat verkaufstrainierte Menschen mit ganz bestimmten Krankheitssymptomen herausgefischt und festgestellt: Wer den ganzen Tag nur den freundlichen Menschen *spielt*, wer es nur zu einem aufgesetzten Lächeln bringt, wer hinter einer höflichen Fassade keine wirkliche menschliche Achtung birgt, der sackt nach einem angestrengten Tag in sich zusammen.

Aufgesetzte, gespielte Freundlichkeit entlädt sich abends in Aggression oder Depression.

So ist das auch in der Kirche, mit jeder Kirche. Wenn wir uns *nur* um eine einladende *Fassade* bemühen, wird die Enttäuschung umso grösser sein, wenn die so Angelockten dahinter kleinkarierte, eigenbrötlerische, auf die Einhaltung ihrer internen Hackordnung bedachte Gemeinden entdecken, deren Mitglieder zwar die Synodalität auf ihre Fahnen geschrieben haben, aber bei der *eigentlichen* synodalen Aktion, der sonntäglichen Eucharistie, durch Abwesenheit glänzen. Das führt nur zu Aggression und Depression, nach innen wie nach aussen.

Manchmal sprechen wir von einem Menschen als einem Hoffnungsträger. Damit meinen wir, dass dieser Mensch Hoffnungen in sich trägt, die auch uns anmachen, uns anstecken können. Plakate und Werbesendungen machen zwar neugierig. Doch nur wer *selbst* eine Hoffnung hat, wird auch zum Hoffnungsträger für andere. Wenn man Menschen fischen will, muss man sein Herz an die Angel hängen. Dann werden sie kommen und anbeissen.

Unser Hoffnungsangebot ist unauslöschlich. Wo man uns *das* anmerkt, geschieht Öffentlichkeitsarbeit von selbst auf allen Begabungsebenen. Der erste Bischof unseres deutschen Bistums hatte ein interessantes Wappen: einen Anker im Sternenzelt. Das scheint ein Widerspruch. Anker ist ja normalerweise etwas, das man nicht in die Höhe wirft, sondern herunterlässt, bis es auf festen Grund fällt. Unsere Hoffnung als Christen aber ist so ver-rückt, dass dem Verfasser des Hebräerbriefes (6,19) dafür kein anderes Bild einfällt, als dass wir den festen Anker unserer Seele hineinreichen lassen in das Innere hinter dem Vorhang: «In ihr», d.h. in der «uns dargebotenen Hoffnung», «haben wir einen festen und sicheren Anker unserer Seele, der hineinreicht in das Innere hinter dem Vorhang. Dorthin ist Jesus als unser Vorläufer hineingegangen.» Unser hiesiges Leben spielt sich noch vor dem Vorhang ab, birgt noch viel Leid, Vergänglichkeit, Rost und Motten, Schauspiel und Sünde. Doch unsere Hoffnung macht sich *hinter* dem Vorhang fest. Dort, beim Auferstandenen, bei dem, der den Tod überwunden hat und dessen Reich dort schon in Vollkommenheit aufgerichtet ist, dort ist das wahre Leben, das Ziel, auf das hin zu leben sich lohnt. Wer sich dort verankert hat, für den gibt es keinen Hochmut, weil er einen *Herrn* hat. Aber auch keine Verzweiflung, weil er *diesen* Herrn hat.

Das ist das Dritte. Glauben wir an den Geist, der uns alle zu Hoffnungsträgern machen kann und will?

In einem philippinischen Märchen ruft ein König seine beiden Söhne, von denen er einen zu seinem Nachfolger bestellen will, zu sich. Er gibt jedem fünf Silberstücke. Jeder soll für dieses Geld die Halle im Schloss bis zum Abend füllen – «womit, das ist eure Sache». Der älteste Sohn kam an einem Feld vorbei, wo die Arbeiter das Zuckerrohr ernteten und in einer Mühle auspressten. Das ausgepresste Stroh lag nutzlos herum. «Damit kann ich die Halle des Schlosses füllen», dachte der ältere Sohn und kam mit den Arbeitern überein, mit dem Stroh die Halle zu füllen. Er meinte schon, die Aufgabe gelöst zu haben. Doch der Vater sagte: «Es ist noch nicht Abend. Ich werde noch warten.»

Gegen Abend kam der jüngere Sohn. Er bat darum, das Zuckerrohrstroh aus der Halle zu entfernen. Dann stellte er mitten in die Halle eine Kerze und zündete sie an. Ihr Schein füllte die Halle bis zur letzten Ecke. Der Vater sagte zu dem Jüngeren: «Du sollst mein Nachfolger sein. Dein Bruder hat die Silberstücke ausgegeben, um die Halle mit nutzlosem Zeug zu füllen. Du hast nicht einmal einen Silbertaler gebraucht, und hast sie mit Licht gefüllt, mit dem, was die Menschen brauchen.»

Alle unsere Kirchen führen in ihrem Namen das Wort «katholisch». Es ist höchst wichtig, dass wir dieses Wort in der ganzen Fülle seines Anspruches bewahren und festhalten. Es ist wichtiger als alle Hinzufügungen. In unserem Katholischsein steckt der ganze Anspruch, aus dem wir leben und den wir anderen verkünden. Katholisch heisst: «auf alle und alles bezogen», und unsere Kirchen haben den Auftrag, zu repräsentieren, dass «katholisch» keine Konfessionsbezeichnung ist, sondern eine Qualität von Kirche. Wo die Kirche richtig Kirche sein will, da ist sie katholisch. Kirche ist auf das Ganze der Welt und des Kosmos bezogen, weil wir glauben, dass alles Geschaffene, d.h. alles sich in der Evolution Ergebende, der Phantasie eines Schöpfers entspringt und hütenswert ist und zum Ziel kommen wird. Kirche ist auf den Mitmenschen bezogen, weil wir glauben, dass Gott alle Menschen ohne Unterschied liebt und in der Nachfolge seines Sohnes auch nach jedem Bruch, jedem Versagen immer wieder neu an sich ziehen will. Kirche ist auf die Zukunft bezogen, auf eine endgültige Zukunft, weil wir glauben, dass sie Geistgeschöpf ist und dass für den Geist Gottes, der weht, wo er will, die Tellerränder unserer Zeit und unserer Sterblichkeit nicht gelten. Ich wünsche Ihnen und uns allen einen Hoffnungsschimmer dieses Geistes auf dem Antlitz, damit nicht mehr wir die anderen fragen müssen: «Willst Du Dich taufen lassen, willst Du zur Erstkommunion, zur Firmung gehen? Willst Du altkatholisch werden?», sondern dass man uns fragt: «Woher nimmst Du so viel Hoffnung?»

Ich wünsche Ihnen und uns allen das grenzensprengende, alle unsere Lebensräume und -träume erfüllende Licht, von dem die Legende erzählt, und von dem wir singen: «Meine Hoffnung und meine Freude, meine Stärke, mein Licht, Christus, meine Zuversicht, auf Dich vertrau ich und fürcht mich nicht.»

Ansprache der Kongresspräsidentin, 7. August 2006

Prof. Dr. Angela Berlis, Utrecht

Verehrte Herren Bischöfe, liebe Teilnehmerinnen und Teilnehmer des 29. Internationalen Altkatholikenkongresses.

Gerne nehme ich die Wahl zur Kongresspräsidentin an und und danke Ihnen schon jetzt für das in mich gesetzte Vertrauen.

Die Altkatholikenkongresse sind aus den Katholikenversammlungen hervorgegangen, die seit 1848 in Deutschland stattfanden. An der Entstehung dieser Katholikenversammlungen haben spätere Altkatholiken wie Peter Knoodt aus Bonn, Johann Baptist Baltzer aus Breslau und Ignaz von Döllinger aus München massgeblich mitgewirkt. Nach 1870 wurden die Katholikenversammlungen auf römisch-katholischer Seite unter dem Namen «Katholikentage» fortgeführt, während sie auf altkatholischer Seite nunmehr «Altkatholikenkongresse» genannt wurden.

Vor 132 Jahren fand schon einmal ein Altkatholikenkongress hier in Freiburg statt. Es war der vierte Altkatholikenkongress. Die ersten drei hatten sich der Programmatik und Organisation des deutschsprachigen Altkatholizismus gewidmet. Nach der Konstituierung des deutschen Bistums im Jahre 1873 und der ersten Synode zu Pfingsten 1874 bekamen die Kongresse eine andere Funktion als bisher.

Obwohl der Freiburger Kongress von 1874 an Bedeutsamkeit sicher im Schatten seiner Vorgängerkongresse stand, so war er doch für die folgenden Altkatholikenkongresse wegweisend. Denn hier in Freiburg wurde über die künftige Gestaltung und Ausrichtung der Kongresse beraten. Zwei Festlegungen bestehen mutatis mutandis bis heute: Erstens wurde festgelegt, dass jeder Kongress von einem eigens dazu bestellten Vorbereitungskomitee vorbereitet werden sollte. Diese Funktion erfüllt heute der «Ständige Kongress-Ausschuss», auf Ortsebene unterstützt durch den Ortsausschuss. Zweitens wurde beschlossen, dass bei den Kongressen nicht mehr spontan formulierte Reden, sondern schriftlich ausgearbeitete Vorträge gehalten wurden. Die Themen sollten für den Altkatholizismus theologisch, kirchlich oder kirchen- und gesellschaftspolitisch von Bedeutung sein.

Ausser diesen Neufestlegungen blieb vieles unverändert: Neben der Tatsache, dass bei allen Folgekongressen immer Gäste aus der Ökumene anwesend waren, hielt man an dem Anliegen der Anfangszeit fest, dass Altkatholikenkongresse nach innen und nach aussen wirken sollten. Nach innen dienten die Kongresse der Vertiefung wichtiger inner-altkatholischer Anliegen und dem kirchenweiten Austausch darüber. Gleichzeitig informierten sie die Aussenwelt über altkatholische Ziele und Anliegen. Dabei war die Wahl des Ortes nicht unwichtig. Nach den Kongressen im bayerischen München (1871), im rheinischen Köln (1872) und im stark wessenbergianisch geprägten, ehemaligen Bischofssitz Konstanz (1873) hatte man für den Kongress des Jahres 1874 mit Freiburg ein weiteres

IKZ 96 (2006) Seiten 226–227

südbadisches Zentrum der damaligen altkatholischen Bewegung gewählt und sich dabei eine missionarische Ausstrahlung in die Stadt und ins badische und elsässische Umland erhofft. Bischof Reinkens war 1873 vom Grossherzog von Baden als katholischer Bischof anerkannt worden und viele badische Gemeinden hatten sich seiner Jurisdiktion unterstellt. Gleichzeitig hatte der Nuntius in München den römischen Katholiken den Simultangebrauch der Kirchen mit den Altkatholiken untersagt und gemeinsam benutzte Kirchen mit dem Interdikt belegt. Kapitelsvikar Lothar von Kübel (der Sitz des Freiburger Erzbischofs war damals vakant) hatte Bischof Reinkens und die Altkatholiken in einem Hirtenbrief stark angegriffen. Dies zeigt, vor welchem Hintergrund der Kongress von 1874 stattfand. In erfreulichem Gegensatz dazu findet der diesjährige Kongress in einer ganz anderen weltpolitischen und ökumenischen Atmosphäre statt.

Betrachtet man die Geschichte der Altkatholikenkongresse, die nach der Gründung der Utrechter Union (1889) ab 1890 in Internationale Altkatholikenkongresse umgewandelt wurden, so fällt auf, dass jeder Kongress in irgendeiner Weise etwas Besonderes war. Was wird das Besondere dieses Kongresses sein? Es ist nicht die Anwesenheit von Gästen aus der Ökumene, insbesondere von Anglikanern. Denn von Anfang an waren Anglikaner bei Kongressen anwesend. So waren 1874 in Freiburg 16 Anglikaner aus Deutschland, England und den Vereinigten Staaten anwesend. Das Besondere in diesem Jahr ist, dass wir unsere Beziehung als Schwestern und Brüder mit den anwesenden Anglikanerinnen und Anglikanern zum Thema des Kongresses gemacht haben. Wir feiern heuer unsere seit 135 Jahren bestehende Beziehung, welche vor 75 Jahren im Bonner Abkommen in eine offizielle Form gegossen wurde. Wir feiern die Hoffnung auf unsere Zukunft und unseren gemeinsamen Auftrag, Zeugnis von der Hoffnungskraft des Evangeliums in der heutigen Welt abzulegen. Wir besinnen uns dabei auf die Wurzeln, die uns tragen, und auf die geistlichen und kulturellen Quellen, aus denen wir schöpfen, um diesem Auftrag unter den heutigen Umständen gerecht zu werden und ihn in der Welt zu erfüllen.

Ähnlich wie unsere Vorfahren im 19. Jahrhundert haben auch wir mit diesem Kongress und seinem Thema «Hoffnung, die in uns lebt» genügend Stoff, um nach innen und aussen zu wirken.

Ich wünsche uns allen einen bereichernden und wirkkräftigen Kongress!

Predigt im Festgottesdienst, 9. August 2006

The Most Revd Dr. Rowan Williams, London

Whatever house you enter, first say,
"Peace to this house!" (Lk 10:5)

The disciples of Jesus are told that they must knock on the doors of the towns they visit and ask for hospitality. And when they have received a welcome, they are to stay with the people who have welcomed them, and not to be constantly looking around for somewhere better to be. It is a powerful image of the life of the Christian Church. The preaching of the Gospel does not begin with a settled community inviting others to come in and be made welcome – though it soon comes to work in that way. It begins by imitating Jesus himself, a man who has no secure place to lay his head, and who shares his grace by inviting others to invite him in to their homes, as he does most famously with Zacchaeus in Luke 19.

Jesus challenges those he meets by saying to them: "You have the freedom to give; you have the dignity of making others welcome. You are a place where the grace and love of God delights to make a home." The Lord delights in you, your God shall rejoice over you, says the prophet. Can we hear this challenge? It may seem an attractive thing to hear; but in fact it is not always good news to be told that our lives, our homes, are a place where God may choose to dwell. We should not be surprised when, in the story of the demoniac and the Gadarene swine, the local people decide that they do not want to welcome Jesus and beg him to leave them alone.

After all, when God comes to live in a home or a human life, he disturbs and changes things. He is not a quiet or an easy guest, and once we have let him through the door, we cannot trust him to behave conventionally. Remember the invitation he accepts from Simon the Pharisee in Luke 7? Jesus may be a guest but he is quite capable of criticising his host's hospitality and exposing its limits, the fear and contempt that lie close to the surface of an apparent welcome. We may think we should like him to come to our house; but it is not a safe assumption that we shall feel at home with him when he arrives. The places where we live are all of them too small for him, and only as we allow our hearts and imaginations to grow can we possibly begin to get used to this stranger who wants to be at home with us.

What was it like for those first missionaries, knocking on the doors of the towns of Galilee, preparing the way for their master? It is difficult to imagine that they were always easy guests, any more than Jesus was. The words they had to speak were words about change. They were to heal the sick – but not every healing is welcome. Healing tells us that many things we thought unchangeable can after all change – not least ourselves. Perhaps their hosts decided that they would have to go after a day or two. Hence the orders given by Jesus in the verses immediately following our gospel – they are to shake the dust off their feet in towns

IKZ 96 (2006) Seiten 228–230

that will not welcome them. But whether their hosts like it or not, the Kingdom is near, it has come to stay in this world, and sooner or later we must come to terms with that fact.

Yet if a household shows any signs of welcome, the disciples are to stay. And hospitality has to be matched by commitment. As God says to Jeremiah and his fellow-exiles, the disciples are to seek the welfare of the city where they are sent, not to pretend that they live nowhere in particular, to be so detached from their surroundings that they have no real identity within their world but only an abstract identity as believers. Their task becomes that of discerning what the original word of welcome meant, how it is to be worked with so that people may be able to live with the deeper unsettlement and deeper acceptance that the presence of God's good news brings with it.

This passage in fact gives us a good many hints about the nature of mission in our world, and especially in our Europe today. The gospel – of course – came as a foreign voice to the Roman Empire and then the Germanic kingdoms. It attempted to make itself at home in the "household" of Greek thinking and Roman administration, then in the world of the "barbarians". The gospel learned many languages; indeed, the gospel gave stability and lasting coherence in written form to some of these languages. We should remember Ulfila's translation of the Bible into Gothic. The Church looked and listened in the context of its host society for those things that would provide analogies, pegs on which to hang its teaching. Anglo-Saxon poetry transforms the conventions of heroic verse by portraying Christ as the supreme hero; Celtic Christianity absorbs and reworks the legal and mythical frameworks of old Ireland and Wales. In one way and another, the church says, "Peace to this house!" as it enters the new worlds of mission. It does not begin by asking for total renunciation; it does not even ask for the exclusive use of a sacred language – unlike its great competitor in the Mediterranean world of the early Middle Ages, Islam. For all its clinging to Latin for public use, the Church both values and inspires vernacular literatures.

Yet the conflicts come, the moments for discernment and perhaps disruption. The Church cannot be only the servant of this or that kingdom, not even of the Emperor himself, in Rome or Constantinople or Aachen – even if for much of the time it is a good and an indispensable servant. Sooner or later, the Gospel will challenge the easy harmonies. Monarchs and bishops confront each other, Henry II and Thomas Becket. The great Columba is exiled from Ireland when his tribal loyalties have embroiled him and his church in bloodshed and conflict, and has to relearn his gospel priorities in Iona. The scholastics of the thirteenth and fourteenth centuries outline the ways in which a society of mature believers is entitled to challenge monarchy and feudal power.

Europe has taken into itself a presence that will unsettle it painfully. The Church does not run away from these confrontations, but struggles to live through them. And the effect is that Europe comes to build into its corporate life a principle of criticism and questioning, a scepticism about unchallenged political authority. Europe discovers liberalism, in the fullest sense, and the roots of the Enlighten-

ment itself are to be found in the tough and complex negotiations between Church and monarchy in the long mediaeval centuries. The Church, often without realising it, trains its own critics as well as the critics of secular power. It has come to stay, as far as the household of Europe is concerned; but first it equips those who want to question whether the household is all that there is and whether its authority is beyond challenge; and then it has to face the counter-question about its own truthfulness and integrity or legitimacy that this general scepticism generates. We are still living with the echoes of that counter-question, and it is right and inevitable that we are. Because if the gospel shows that the households of this world are too small to contain the Word Incarnate, it also shows that when the Church builds and fortifies its own institutional shelter within the cultural household, that too can prove too small. Something like this – along with much else, much of it ambiguous and confused – lay at the root of the Reformation.

And so as we now look Europe in the face, what should be our feelings and our policies? Jesus Christ tells us to say "Peace!" – not in a tone that suggests we are happy with all that Europe is or has become, not as though we thought Europe the measure of human excellence. We simply say, "Peace", – meaning that we seek the welfare of this society, its justice and stability and honesty, and that we believe it is a society capable of hearing and being transformed by the Word of grace. We live out our commitment to this society that is still (perhaps rather grudgingly these days) prepared to welcome or at least put up with our presence; we involve ourselves in the debates that are shared across our continent about power and identity and local autonomy and migration. We join in this with our minds and hearts shaped by what Jesus has made possible, by the reality of the apostolic community that is his Body, and the relations of mutuality and love that grow in this Body.

We do not write off Europe and look for somewhere else, literally or metaphorically, to inhabit. We may hear and understand the critique of Europe from America or from the developing world or the Muslim world – that it is a tired culture, overcomplicated and morally confused, living on its past. But this will not make us unwilling to engage. We know that Christ makes all things new; that, so long as we have voice within the culture, it is still possible to ask questions that are potentially life-giving – to remind people that the source of their vitality and creativity is not in themselves but in the creating Word.

Whether they hear or refuse to hear, we have our commission from Jesus Christ. We can embrace and challenge the household that has received us. And we can say with as much conviction as ever that, in our continent as in the entire world, the Kingdom of God has come near, and can never be banished, that God will constantly break through all the structures of culture or religion that we use to try and contain him as he establishes in Christ his peace among us.

Copyright: Rowan Williams (2006)

Hoffnung der Glaubenden
Predigt im Schlussgottesdienst, 11. August 2006

Bischof Fritz-René Müller, Bern

Das Thema unseres zu Ende gehenden 29. Internationalen Altkatholikenkongresses lautet «Hoffnung, die in uns lebt». In der Einladung zum Kongress werden im Hinblick auf die Arbeit mit dem Thema folgende Fragen gestellt: Welche Hoffnungen und Sehnsüchte sind es, die uns Christen erfüllen? Welche Hoffnung und Visionen haben die Altkatholische und die Anglikanische Kirche? Was erfüllt uns eigentlich? Wie sieht diese Hoffnung aus? Die Frage der Hoffnung wird einerseits in Anlehnung an das Wort aus dem 1. Petrusbrief (3, 15) als Herausforderung gesehen, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die uns erfüllt, andererseits aber auch in Zusammenhang gebracht mit einem Wertewandel, der sich in der westlichen Gesellschaft in den letzten Jahren immer mehr bemerkbar macht und die Kirche in eine Art Isolation drängt. Wir stehen also vor der Frage, ob wir überhaupt von Hoffnung erfüllt sind, und welchen Inhalt diese Hoffnung denn hat.

Unsere Hoffnung kann ganz verschiedene Gesichter haben. Wir hoffen vielleicht, erfolgreich zu sein und nicht zu versagen. Wir hoffen, gesund zu bleiben, den Partner nicht zu verlieren, nicht allein sein zu müssen. Wir hoffen, Angst zu überwinden. Ja, wir hoffen, Kriege und Bedrohungen aller Art können aus der Welt geschafft werden. Alle diese Hoffnungen haben letztlich «nur» mit unserem Leben zu tun. Doch ist dies die Hoffnung, von der die Heilige Schrift zum Beispiel im Römerbrief (5,1-5) spricht?

> «Gerecht gemacht aus Glauben, haben wir Frieden mit Gott durch Jesus Christus, unseren Herrn. Durch ihn haben wir auch den Zugang zu der Gnade erhalten, in der wir stehen, und rühmen uns unserer Hoffnung auf die Herrlichkeit Gottes. Mehr noch, wir rühmen uns ebenso unserer Bedrängnis; denn wir wissen: Bedrängnis bewirkt Geduld, Geduld aber Bewährung, Bewährung Hoffnung. Die Hoffnung aber lässt nicht zugrunde gehen; denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist.»

Da liegt ein entscheidender Punkt: Die Heilige Schrift macht die Hoffnung zu einem Element des Glaubens und bringt sie in Zusammenhang mit Gott. Hoffnung gibt es nur im Hinblick auf die Herrlichkeit Gottes, und sie entwickelt sich durch Bedrängnis, Geduld und Bewährung.

Der lateinamerikanische Theologe Clodovis Boff schreibt in einem Brief an einen europäischen Christen:

> «Wenn ich auf die Christen in Europa gleich welcher Richtung höre, scheint es mir, dass Ihr in einer Art ‹kirchlichen Winters› lebt, der mit einem ‹kulturellen› Winter Hand in Hand geht. Es gibt eine Krise der geschichtlichen Erwartung. Es fehlt an

der Hoffnung. In der europäischen Kirche gibt es vielleicht Glaube und Liebe, aber keine Hoffnung. Den Europäern kann man den Pessimismus und die Skepsis wirklich an den Augen ablesen, sie sind ihnen ins Gesicht geschrieben. Es ist so, wie es mir ein Freund nach einem Aufenthalt in Europa gesagt hat: ‹Der Europäer sieht aus wie jemand, der gegessen, dem es aber nicht geschmeckt hat.›»

Sind wir in Europa gesellschaftlich, sind unsere Kirchen – also auch die altkatholischen und anglikanischen Kirchen – kirchlich müde geworden? Ist es symptomatisch, dass wir für unseren Kongress ausgerechnet das Thema «Hoffnung» gewählt haben, um uns darauf zu besinnen? Ist in unserer europäischen säkularisierten Welt die Hoffnung am Ersticken? Kann uns die Bibelstelle aus dem 1. Petrusbrief überhaupt noch herausfordern: «Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt»? Hat die Kongressarbeit es zustande gebracht, dass wir tiefer danach fragen, worin denn die Hoffnung besteht, die uns als Glieder unserer Kirchen leiten kann? Ist unsere Hoffnung eine Hoffnung von Christinnen und Christen, die uns schmeckt, oder bloss eine von Menschen, die ohne Lust gegessen haben, denen die Hoffnung aber nur noch unverdauliche Kost ist, welche uns nichts anderes als Bauchschmerzen beschert? Stimmt der Satz des lateinamerikanischen Theologen, wonach es in unseren europäischen Kirchen vielleicht Glaube und Liebe gibt, aber keine Hoffnung ?

Natürlich gibt es in unseren Kirchen auch hoffnungsvolle Zeichen und Aufbrüche. Gerade darum, weil unsere Gesellschaft in einer Sinnkrise steckt, erwacht bei vielen Menschen, vor allem auch bei der Jugend, eine Sehnsucht nach Antworten auf entscheidende Lebensfragen und nach Solidarität. In unseren kleinen altkatholischen Kirchen engagieren sich relativ viele Gemeindeglieder für das Leben der Kirche. Die Zukunft der Kirche liegt ihnen am Herzen. Das spürte man letztes Jahr in der Schweiz zum Beispiel bei der Pastoralsynode in Winterthur. Auch die grosse Beteiligung und die Diskussionen in den Gesprächsgruppen an unserem Kongress haben gezeigt, dass uns Altkatholiken und Anglikanern Auftrag und Sendung unserer Kirchen in Europa nicht gleichgültig sind. Doch können diese Zeichen von Aufbruch und auch unsere Diskussionen noch nicht der eigentliche Grund unserer Hoffnung sein, die uns erfüllt. Die biblischen Texte, über die wir nachgedacht haben, und auch die Lesungen im Gottesdienst zeigen uns, dass nicht unser Engagement, sondern allein Jesus Christus Grund unserer Hoffnung ist. Christliche Hoffnung ist immer und zutiefst Hoffnung auf Gott und sein Kommen, Orientierung nach dem Wort Gottes. Das Gleichnis vom Sämann (Mk 4,4-20) zeigt, wie unterschiedlich Menschen mit der Botschaft umgehen: Die einen nehmen sie mit Freude auf, aber über kurz oder lang fallen sie wieder ab. Andere hören sie, lassen das Wort Gottes aber in ihren Sorgen oder Genüssen des Lebens ersticken. Nur jene, die das Wort mit gutem und aufrichtigem Herzen hören und daran festhalten, können Frucht bringen. So ist es auch mit der Hoffnung.

Unsere Hoffnung hat ihren wahren Grund im Wort Gottes und in seiner Treue zu uns. Er hat uns die Gabe der Hoffnung in der Taufe geschenkt und schenkt sie

uns jedes Mal neu im Wort der Verkündigung und in der Feier der Eucharistie. In unserer Welt gibt es letztlich keine Hoffnung, die über unser Leben hinausreicht. Darum können wir Christinnen und Christen nur mit der Hoffnung leben, die uns durch die Taufe mit Christus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, verbindet. Die Hoffnungsarmut, die in unserer Gesellschaft und auch in unseren Kirchen spürbar ist, hat ohne Zweifel damit zu tun, dass wir unsere Hoffnung allzu sehr auf das irdische Leben ausrichten und den Ausblick über den Tod hinaus nicht mehr wagen. Aber christliche Hoffnung schaut immer über den Tod hinaus auf das Reich Gottes.

Welches sind nun, liebe Schwestern und Brüder, die Konsequenzen für unser Leben, für unser Engagement in unseren Kirchen? Hier geht es nun eben darum, dass wir uns – wie im 1. Petrusbrief erwähnt – der Herausforderung stellen, «bereit zu sein, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die uns erfüllt». Es ist gerade die gesellschaftliche Situation, in der wir leben. Sie mutet uns heute zu, Rede und Antwort für unsere Hoffnung zu stehen. Die Kirchen geraten immer mehr in eine Diasporasituation. Das Volk Gottes lebt zunehmend als Fremdling in dieser Welt. Die Anwesenheit von Menschen anderer Religionen in Europa stellt für die christliche Kirche eine enorme Herausforderung dar. Aber damit steigen die Chancen und Möglichkeiten, dass wir tatsächlich Rede und Antwort stehen und bezeugen, was der Grund unserer Hoffnung ist. Immer mehr sind wir herausgefordert, das Evangelium zu verkünden, zu anderen Menschen von Gott zu reden. Dazu gehört, dass wir uns zu Jesus Christus bekennen und für ihn in öffentlichen und gesellschaftlichen Auseinandersetzungen Partei ergreifen. Die Rechenschaft, dass wir von Hoffnung erfüllt sind, will spürbar und wirksam werden darin, dass wir uns gegen Kriege aller Art und für den Frieden einsetzen, dass wir Gerechtigkeit suchen statt Unterdrückung. Nicht nur in bestimmten Krisensituationen soll das so sein, sondern in der heutigen Zeit einer schleichenden Aushöhlung des christlichen Glaubens immer. Das ist in den biblischen Texten gemeint, wenn wir von Rechenschaft und Bedrängnis, von Geduld und Ausdauer hören: Partei für Jesus Christus ergreifen, Rede und Antwort stehen für den Grund unserer Hoffnung, das ist wahrlich keine leichte Sache.

> «Bedrängnis bewirkt Geduld, Geduld aber Bewährung, Bewährung Hoffnung. Die Hoffnung aber lässt nicht zugrunde gehen; denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist» (Röm 5,3b-5).

Möge uns die Auseinandersetzung mit dem Thema «Hoffnung» den Sinn geschärft haben für den eigentlichen Grund unserer Hoffnung, und mögen wir gestärkt in unsere Länder zurückkehren, um in Kirche und Gesellschaft mit Beharrlichkeit Partei für die Sache Gottes und sein Reich zu ergreifen!

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit uns allen. Amen.